

Schließen sich Anonymisierung und empirische Präzision gegenseitig aus?

Warum diese Frage es den Sozialwissenschaften zu einfach macht. Replik zu Stefan Kühl

Hansjörg Dilger, Michi Knecht, Carola Lentz

In seinem Beitrag „Wie weit darf die Verfälschung von Daten gehen?“ (FAZ vom 8.1.2020) macht Stefan Kühl auf ein ethisches Grundproblem der empirischen Sozialwissenschaften aufmerksam: Wenn Forschungsdaten, die in einer überschaubaren sozialen Entität erhoben wurden, nicht ausreichend „verfälscht“ werden, lassen sich Rückschlüsse auf die Identität der erforschten Personen oder Orte ziehen. Für SozialwissenschaftlerInnen ist dies ein Dilemma, da sie – neben dem Ziel, historisch situierte Erkenntnisse über ein gesellschaftliches Phänomen zu erhalten – immer auch die Verpflichtung haben, ihre ForschungspartnerInnen vor Schaden zu bewahren. Auch in der Ethnologie / Sozial- und Kulturanthropologie werden Orte und Organisationen daher im Regelfall anonymisiert, individuelle Personen erhalten einen anderen Namen, oder es werden bestimmte biographische Details ausgeklammert bzw. leicht verändert, um ihre Identität zu schützen. Ebenso gilt auch in unserem Fach, dass sich ForscherInnen nicht mit einer unkritischen Übernahme der Selbstdarstellung der erforschten Organisationen und Personen begnügen dürfen. Deren Selbstdarstellungen sind Teil des Forschungsgegenstands, aber selbstverständlich gilt es, sich nicht auf sie zu beschränken. Tiefer liegende Dynamiken, die den Akteuren möglicherweise verborgen sind, oder Konflikte, die sie verschweigen, können und sollten Teil eines umfassenden Forschungsprojekts sein.

So weit so gut. Für problematisch halten wir hingegen die aus dem ethischen Diktum abgeleitete Folgerung Kühls, dass Texte, die nicht *vollständig* anonymisieren, „getrost ungelesen zur Seite“ gelegt werden können. An die Stelle des Werts historischer Partikularität und empirischer Genauigkeit tritt bei Kühl die Maxime der „Verfälschung“, da „anspruchsvolle“ sozialwissenschaftliche Forschung diejenige sei, in der die Beforschten die wissenschaftliche Analyse zwar überzeugend finden, sich selbst aber nicht mehr darin wiedererkennen. Auch folgen wir Kühl nicht in seiner Argumentation, dass dieses Bemühen um Anonymisierung *de facto* oft überflüssig sei, da viele Beforschten ohnehin kein Interesse an den Forschungsergebnissen hätten – oder sie nicht einsehen könnten, da ihnen der Zugang zu den Fachpublikationen fehle. Dieses Bild ist in unseren Augen nur für einen kleinen Teil empirischer Sozialwissenschaft zutreffend und insgesamt wenig zeitgemäß.

Zunächst halten wir die von Kühl gewählten Begriffe „Verfälschung“ beziehungsweise „Verzerrung“ von Forschungsdaten für den bezeichneten Sachverhalt schlicht irreführend. Um „Fälschung“ und „Verzerrung“ von Daten handelt es sich, wenn potentielle LeserInnen absichtsvoll über die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen getäuscht werden sollen. Bei der von Kühl thematisierten Forschungspraxis geht es jedoch in der Regel um eine Praxis der Anonymisierung von InformantInnen und Forschungsdaten, bei der potentiell identifizierende, aber für die Ergebnisse der Studie relativ unerhebliche Informationen so verändert werden, dass sie nicht mehr zur Identifizierung führen können. Über solche Verfremdungen sollte an prominenter Stelle einer solchen Studie informiert werden – und

auch der Grund (InformantInnenschutz) ist offenzulegen. Wenn Kühl schreibt „Anonymisierung geht immer auf Kosten der Präzision“ dann möchten wir ergänzen: Ja, aber der Präzision in Bezug auf Nebensächlichkeiten – und dabei wird die genaue Technik der Anonymisierung offengelegt.

Die Aufdeckung potenziell konflikthafter Details ist zudem kein sozialwissenschaftlicher Selbstzweck, sondern vor allem hinsichtlich der daraus abgeleiteten Interpretationen relevant: Sind Einblicke in die Verwerfungen einer Organisation oder Familie ein Spiegel gesellschaftlicher Machtdynamiken? Verweisen sie auf strukturelle Ungleichheiten, die in individuellen Situationen Ausdruck finden? Angesichts solcher Fragen ist empirisch-ethnographische Präzision zwar notwendig, um analytische Schlussfolgerungen für die LeserInnen nachvollziehbar zu machen – aber sie hat nicht den Zweck, bestimmte beforschte Personen oder Orte zu exponieren, sondern grundlegende Prozesse und Strukturen deutlich zu machen. Selbstkritische Sozial- und Kulturwissenschaft hat die Aufgabe – und verfügt auch über das notwendige methodologische Instrumentarium –, die Konsequenzen der eigenen Darstellung mit Blick auf die daraus potenziell folgenden gesellschaftlichen Debatten zu reflektieren. Mit „Selbstzensur“ oder fehlender Objektivität hat dies nichts zu tun – insbesondere, wenn diese analytischen Überlegungen und die daraus abgeleiteten Folgerungen offengelegt werden.

Kühl entwirft das Bild einer paternalistischen Wissenschaft, die den Forschenden die alleinige Autorität im Forschungsprozess und bei der Kontrolle über die erhobenen Daten zuweist. Zumindest in der neueren Ethnologie ist dies aber eine fragwürdige Vorstellung. Es geht dabei nicht, den ForschungspartnerInnen die alleinige Kontrolle über die Daten und ihre Analyse zu überlassen; als WissenschaftlerInnen sind wir nicht die verlängerten PR-Abteilungen der untersuchten Organisation und Personen. Aber die Forschung findet, zumindest vielfach, in einer dialogischen und vertrauensvollen Beziehung – mit allen ihren Ambivalenzen – statt. Wir haben es beispielsweise immer wieder auch mit Personen, Familien oder Organisationen zu tun, die in der Analyse namentlich genannt werden *wollen* – eine Entscheidung, die ebenfalls eine ethische Verpflichtung für die Forschenden darstellt und diesen durchaus auch das Recht gibt, problematische Details zu publizieren. Als SozialwissenschaftlerInnen *erklären* wir die unterschiedlichen Perspektiven und Anliegen, die in den Prozess der Wissensproduktion eingeflossen sind, und halten gleichzeitig epistemologische Distanz. Dies kann in Einzelfällen bedeuten, dass wir uns – entgegen den Wünschen unserer ForschungspartnerInnen – für (partielle) Anonymisierungen entscheiden, weil die Beforschten (und wir selbst!) die Folgen ihrer Entscheidung für Transparenz in hochmediatisierten und -globalisierten Gesellschaften nicht immer überblicken können.

Die Vorstellung, Anonymität könne von Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen kontrolliert werden, ist vor diesem Hintergrund eher „old school“. Denn in der Gegenwart ist die Unterscheidbarkeit zwischen potentiell identifizierenden und potentiell nicht-identifizierenden Informationen zu einem generellen Problem geworden. Anonymität und Anonymisierung sind in den hybriden online-offline Welten der Gegenwart nicht mehr primär Angelegenheiten der Namenlosigkeit oder Gesichtslosigkeit, sondern der Nicht-

Zurückverfolgbarkeit und der Nicht-Verbindbarkeit von Daten. Identifizierungs-, Überwachungs- und Informationstechnologien haben sich vervielfacht und ihre Vernetzbarkeit untereinander nimmt immer weiter zu; von empirisch arbeitenden WissenschaftlerInnen sind die Möglichkeiten der Informationsvernetzung kaum noch zu übersehen geschweige denn zu kontrollieren. Auch ein kleines Detail, das die Forschenden leicht übersehen, kann im Kontext von Big Data, weltweiten Datenbanken und Suchmaschinen zu einer nicht gewollten Identifizierung führen. Hier stellen sich viel weitergehende Fragen, als diejenigen, die Kühl in seinem Artikel verfolgt: Wie ändern sich die Forschungsbeziehungen und Forschungsergebnisse, wenn InformantInnen nicht mehr hinreichend anonymisiert werden *können*?

Schließlich ist die Position der Sozialwissenschaften heute mehr denn je durch ihre öffentliche Rolle gekennzeichnet. Wir müssen immer davon ausgehen, dass die Einsehbarkeit und Überprüfbarkeit von Forschungsergebnissen sowohl für die von uns beforschten Personen und Orte als auch für ganz unterschiedliche Teil- und Medienöffentlichkeiten einfacher wird. Die Einbindung der empirischen Sozial- und Kulturwissenschaften in die Gesellschaft, in der wir leben oder in der wir als Forschende zu Gast sind, sehen wir als ko-konstitutiv für unsere Arbeitsweisen und die hierfür notwendige Multiperspektivität an. Dass die von unterschiedlichsten Akteuren in diesen Prozessen der Produktion und Veröffentlichung von Wissen aufgeworfenen Fragen oft kritische sind – und sein müssen –, ist für die Forschenden nicht immer bequem. Gleichzeitig können kollaborative Formen des Forschens – ebenso wie soziale Medien oder *Open Access*, über die unsere Forschungen potenziell schnell und (welt-)weit zirkulieren – zu einer Demokratisierung sozialwissenschaftlicher Arbeitsweisen führen, die unsere Erkenntnisse letztlich solider und relevanter machen.

Die von Stefan Kühl aufgeworfenen Punkte werfen folglich nicht nur forschungsethische, sondern ganz generelle epistemologische Fragen an die Sozialwissenschaften auf: Welche Art von Forschung betreiben wir für wen, mit welchen Methoden und unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen? Welche Rolle spielen empirische Genauigkeit und historische Partikularität für analytische Plausibilität? Und wie haben sich Notwendigkeiten und Grenzen der Anonymisierung von Daten in der Gegenwart radikal verändert? Diese Fragen stellen große theoretische und methodologische Herausforderungen für Forschende und Fachgesellschaften der empirischen Sozial- und Kulturwissenschaften in den nächsten Jahren dar.

Hansjörg Dilger ist Professor für Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin

Michi Knecht ist Professorin für Ethnologie an der Universität Bremen

Carola Lentz ist Seniorforschungsprofessorin für Ethnologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz